

Dagmar Konrad

Missionskinder. Migration und Trennung in Missionarsfamilien der Basler Mission des 19. Jahrhunderts. Münster, New York: Waxmann 2023, 368 S.
ISBN 978-3-8309-4698-4.

Die Autorin versteht ihr neues Buch als Fortsetzung ihrer Dissertation, die dem Thema „Missionsbräute – Pietistinnen des 19. Jahrhunderts in der Basler Mission“ gewidmet war. Denn hier geht es um die Kinder, die den Ehen der Missionare und ihren Frauen entsprossen sind. Brisant ist, dass der Nachwuchs spätestens im Alter von sechs Jahren aus den Missionsgebieten Indien, Afrika und China nach Europa geschickt wurde, um im Kinderhaus der Basler Mission oder bei Verwandten aufzuwachsen, was zur Folge hatte, dass die Kinder ihre Eltern entweder nie oder erst nach Jahrzehnten wiedergesehen haben.

In der Einleitung werden die verschiedenen Fachgebiete vorgestellt, die das Thema berühren, die Quellen genannt, und das methodische Vorgehen wird skizziert. Dem folgen drei größere Abschnitte: I. „Im Missionsfeld“. Darin geht es um Schwangerschaft und Geburtshilfe, um den Alltag, die Erziehung sowie den Kulturkontakt vornehmlich mit den Kindermädchen. Abschnitt II. befasst sich mit „Abschied und Trennung“, während III. den Titel „Neues Leben in Europa“ trägt.

Die erste Frage, welche sich den Leserinnen und Lesern aufdrängt, ist, warum die Kinder mit sechs Jahren nach Europa geschickt und damit auf Dauer von den Eltern getrennt wurden. Das erscheint aus gegenwärtiger Perspektive, die um die Bedeutung intakter Kernfamilien weiß, skandalös, doch sollte man als Wissenschaftlerin bzw. Wissenschaftler mit den eigenen Emotionen vorsichtig umgehen und versuchen, so etwas wie eine emische Perspektive einzunehmen. Zunächst also: Worin liegt die Trennung aus Sicht der Institution und der Eltern begründet? Die offizielle Lesart sieht den hauptsächlichen Faktor in der „heidnische[n] Umgebung“ (S. 25), was bedeute, dass die „Knechte öfters Kinder ihrer Herrschaften selbst im zartesten Alter verführen, selbst Unzucht mit ihnen trieben“ (ebd.). Ferner werde durch den Anblick „von halb-nackten, ja ganz nackten Gestalten das Schamgefühl abgestumpft“ (ebd.). Das ist ein Ausdruck kirchlich-traditioneller Sexualmoral und gleichzeitig auch der pietistischen Weltanschauung, der zufolge der Mensch im Sinne der Aufklärungsphilosophie als Tabula rasa auf die Welt kommt – damit zwar erzieh-, aber auch verführbar ist –, indes die Erbsünde ihm gleichzeitig den Stempel aufdrückt (S. 63), weswegen nota bene die Prügelstrafe als probates Erziehungsmittel galt (S. 70). In dem Zusammenhang war die Angst groß, dass einheimische Kindermädchen ihre Zöglinge verzärteln würden, statt sie mit harter Hand zu „erziehen“, um ihnen das „Böse“ auszutreiben (S. 93, S. 198). Daneben waren „pragmatische“ Überlegungen aufseiten der Eltern hinsichtlich der Trennung vorhanden, etwa wegen der Missionsarbeit zu wenig Zeit für die eigenen Kinder zu haben, sich ohne sie freier zu fühlen und sich zur Gänze der Missionsarbeit widmen zu können. Ferner hieß es, es nehme der Bekanntheitsgrad der Mission in Europa zu, wenn die Kinder dort seien, wodurch über die Hilfsvereine mehr Geld für die Missionsarbeit hereinkomme (S. 142, S. 172f.). Damit werden die Bedürfnisse des Kindes hintangestellt bzw. funktionalisiert, was aus Sicht des Rezensenten zu Gewissenskonflikten geführt haben dürfte, die kompensiert wurden, indem die Trennung als Glaubensprüfung aufgefasst wurde und man sich dergestalt den „Normalsterblichen“ gegenüber als überlegen präsentieren konnte (S. 110ff.).

Dennoch liegt ein gewisser Schatten über den Familien: „Die emotionale Bindung der Eltern an die Kinder war immer mit dem Gedanken an die Trennung verknüpft“ (S. 68). Oder: Große Bedeutung hatten Nachzügler, später Geborene, welche als „Trostkinder“ für den „verlorenen“ Nachwuchs bezeichnet wurden – womit ihnen eine große Bürde auferlegt wurde, da sie als „Garant für neues Eltern Glück“ dienten (S. 147): auch hier erneut die Funktionalisierung der Kinder.

Am meisten litten jedoch diese unter der Trennung: Ihnen wurden nicht nur die Eltern genommen, sondern auch die Heimat, in der sie aufgewachsen waren. Sie kamen nach Europa in die Fremde, sprachen zunächst kaum Deutsch und wurden entweder bei Verwandten oder im Kinderhaus untergebracht. Letzteres war weniger beliebt, aber auch die Verwandten waren kein Garant für ein gedeihliches Miteinander. Mit der Konfirmation mussten sie ihr Heim erneut verlassen, was für die Burschen wegen der Aussicht auf eine längerfristige Lehrstelle weniger problematisch war als für die Mädchen, für die oftmals ein unstetes Wanderleben begann, da sie vornehmlich als Haushaltshilfen nur zeitlich begrenzte Anstellungen fanden (S. 317–326: Fallbeispiel). Gleichzeitig nahm die Entfremdung von den Eltern zu, zumal es, jedenfalls in den Kinderhäusern, verpönt war, sich über emotionale Befindlichkeiten in Briefen zu äußern. Diese wurden von den Erziehern zensiert, „die Briefe der Kinder [...] sollten froh und vergnügt sein“ (S. 234). Eine über 80-jährige Frau, ehemals Missionskind, äußerte sich im Interview mit Dagmar Konrad folgendermaßen: „Die Frömmigkeit, die die Eltern hatten! Da habe ich gedacht, die müssen doch ganz anders handeln [...]. Kleine Kinder können nicht verstehen, warum es etwas Wichtigeres gibt als ihre eigenen Kinder. Das haben wir nicht verstanden. Und ich verstehe es eigentlich bis heute noch nicht“ (S. 339f.).

Aus dem Umstand, von den Eltern getrennt zu werden, die vertraute Heimat zu verlassen und sich in der Fremde einzuleben, habe sich, so Dagmar Konrad, ein „dauernde[s] Gefühl des ‚Andersseins‘“ entwickelt (S. 341), wozu in Europa beigetragen habe, dass sich die Missionsgemeinschaft als eigene Subkultur deutlich von der Mehrheitsgesellschaft unterschieden habe (ebd.). Die Missionskinder seien damit „die Anderen innerhalb der Anderen“ gewesen, vergleichbar mit den Subkulturen gegenwärtiger „Third Culture Kids“ (ebd.), weil weder die Herkunfts- noch die neue, sie umgebende Kultur zur Gänze gelebt wurde, sodass eine Drittkultur entstand.

Soweit zum Inhalt des Buches. Da der Rezensent nicht allein Ethnologe ist, sondern auch Psychoanalytiker, hätte er eine Bezugnahme auf psychodynamisches Gedankengut an der einen oder anderen Stelle als bereichernd empfunden. Wenn es etwa um die Entwicklung des Kindes in Bezug auf die Wahrnehmung des Todes geht (S. 87), wäre nicht die Europäische Ethnologie die nächstliegende Wissenschaft, sondern die Entwicklungspsychologie (etwa S. Reuter: Entwicklung des Todeskonzepts bei Kindern. In: Wittwer/Schäfer/Frewer 2020, S. 159–164), zumal im Verein mit der Bindungstheorie. Diese wurde von dem britischen Psychoanalytiker und Kinderpsychiater John Bowlby entwickelt und gehört heute zum Standardwissen in den psychologischen Wissenschaften. Sie geht davon aus, dass der Mensch ein von Beginn an vorhandenes Bedürfnis hat, enge, gefühlsbetonte Beziehungen zu Mitmenschen aufzubauen.

Auf der anderen Seite müsste man sich allerdings auch fragen, inwieweit die Erkenntnisse der zeitgenössischen Entwicklungs- und Bindungsforschung auf eine

religiöse Subkultur des 19. und 20. Jahrhunderts übertragen werden können. Vornehmlich Psychoanalytiker neigen ja dazu, unhistorisch und wenig kultursensibel zu denken und ihre Theorien unreflektiert auf vergangene Epochen zu projizieren. Dem entgegenhaltend hieße das konkret, sich zu überlegen, ob die kollektive Bindung an ein „höheres Wesen“ und an die „gemeinsame Sache“ sowie die Vorgabe, nicht eigene, sondern Gottes Wege zu gehen, individuelle Problemlagen bis zu einem gewissen Grad auszugleichen vermochten. Möglicherweise spielt in dem Zusammenhang auch eine Rolle, dass die „Missionsbräute“, wie Konrad in ihrer Dissertation anschaulich beschrieben hat, in die Fremde zogen und dort einen bis dahin nie gesehenen Missionar heirateten. Wer das akzeptieren konnte, hatte wahrscheinlich weniger Probleme, die eigenen Kinder bis zu einem gewissen Grad einem ungewissen Schicksal zu überlassen, als jemand, dem freie Partnerwahl ermöglicht wurde, zumal „alles im Auftrag des Herrn“ geschah. Eine gewisse Dominanz kollektiver Identität wäre demnach in Rechnung zu stellen, indes sollten aber gleichzeitig die Äußerungen individueller Identität, welche die Trennung von den Eltern und der Heimat als emotionale Belastung deutlich machen, Berücksichtigung finden. Das ist deswegen legitim, weil die Zeit der Missionsarbeit ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht sehr weit von jener Epoche entfernt ist, in der die Tiefenpsychologie entstanden ist – dem *Fin de Siècle*.

Diese Überlegungen relativieren nicht den Wert der Monografie, sondern sollen nur deutlich machen, dass der gelegentliche Blick über den Tellerrand der eigenen Disziplin erkenntnisfördernd sein kann.

Abschließend noch ein Wort zum Lektorat: Es ist eine Fülle an Fehlern in Bezug auf die Schreibweise von zusammengesetzten Verben und Substantiven vorhanden. Dazu ein paar Beispiele aus dem hinteren Teil des Buches: „aufrecht erhalten“ (S. 242); „zurück gelassen“ (S. 330); „herauf beschworen“ (S. 337); „des Miteinanderverbundenseins“ (S. 249); „lieb Gewonnenem“ (S. 321). Darüber hinaus sind einige Grammatikfehler vorhanden, etwa: „Im fernen Indien wie im schweizerischen Basel wurde der deutsche Patriotismus und der Glaube an den Sieg hochgehalten“ (S. 289). „Im Vorfeld der Konfirmation, dem absoluten Höhepunkt . . .“ (S. 316). Ferner ist eine nicht unerkleckliche Anzahl an Beistrichfehlern vorhanden.

Dennoch bleibt abschließend festzuhalten: Das Buch ist wie aus einem Guss verfasst, liest sich lebendig, es ist spannend und wühlt ob der Thematik auf. Die Interpretation der Quellen ist solide, und die ausführlichen Fallbeispiele bieten ein lebendiges Bild der Protagonistinnen und Protagonisten. Es stellt eine große Bereicherung dar.

Bernd Rieken, Baden bei Wien

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.20>